Ueber die Hungersnoth in Rußland.

Die russische geographische Gesellschaft hat in ihrem neuesten Jahrbuche eine durch farbige Karten illustrirte Abhandlung von Borkowski über die gegenwärtige Hungersnoth in Rußland und deren Ursachen veröffentlicht. Noch niemals zuvor hat Rußland eine so ungeheure Menge von Getreide, als während der letzten zwei Jahre, ausgeführt. Nicht weniger als 85,444,000 Tonnen (zu 2000 Pfund) Getreide und Mehl, darunter 3,413,000 Tonnen Weizen, sind im Jahre 1888 ausgeführt worden, also dreimal so viel, als im Jahre 1869, und doppelt so viel als in den Jahren 1878 bis 1882, und die Gesammtausfuhr während des Jahres 1889 wird hinter dieser Menge nicht zurückbleiben. Wir erfahren nun, daß Hungersnoth in Rußland herrscht, und zwar nicht nur in den morastigen, unfruchtbaren Provinzen des Nordwestens, sondern auch in den Provinzen der „schwarzen Erde" des Südwestens, welche von den Russenfreunden als die zukünftige Kornkammer Europas geschildert wird. Die männliche Bevölkerung ganzer Provinzen an der untern Wolga verläßt ihre Heimath, um Arbeit zu suchen; die Rinde der Birken, Stroh und Gras wird mit etwas Mehl zu einer Art Brot gebacken und die Rußland eigenthümliche Krankheit, der Hungertyphus, breitet sich auf den Dörfern als der Vorläufer einer Reihe von anderen Epidemien aus. Hungersnoth in einer „Kornkammer" ist für einen Europäer etwas ganz Unbegreifliches; aber aus den Mittheilungen Borkowskis geht klar hervor, daß Rußland trotz seiner großen Ausfuhr nicht so viel Getreide baut, als es für seine Bevölkerung nöthig hat.

Allerdings wird in den südlichen und südöstlichen Provinzen mehr Korn gewonnen, als dieselben bedürfen; in dem sich von Kischenew nach Orenburg erstreckenden Gürtel werden 180 bis 360 Pfd. Getreide auf den Kopf der Bevölkerung ausgeführt, wobei noch etwa 540 Pfd. auf den Kopf zum einheimischen Bedarf mit Einschluß der Branntweinbrennerei zurückbleiben. Dagegen gibt es einen anderen und noch größeren Gürtel Landes in Mittel-, West- und Nordrußland mit 40 Millionen Einwohnern, für deren jeden im Durchschnitt 70 bis 120 Pfd. Getreide eingeführt werden, obwohl eigentlich doppelt so viel zur Ernährung der Bevölkerung erforderlich sein würde. Auf einer der Karten Borkowskis ist der jährliche Verbrauch an Getreide in den verschiedenen Provinzen dargestellt. Während 27 Millionen Russen jährlich 500 bis 550 Pfd. Weizen oder Roggen auf den Kopf verzehren, bleibt für den Rest der Bevölkerung weniger übrig. Sechsundzwanzig Millionen Russen haben ein jeder weniger als 325 Pfd. Weizen oder Roggen für ihre Ernährung, und neunzehn Millionen müssen sich mit je 270 Pfd. begnügen und hauptsächlich Gerste und Kartoffeln genießen. Um die geringste Menge Getreide von mindestens 433 Pfd. auf den Kopf der Bevölkerung für jene 26 Millionen, welche nicht so viel haben, zu behalten, müßte Rußland 2¾ Millionen Tonnen Getreide weniger ausführen, was seiner Durchschnittsausfuhr ziemlich gleich kommt. Dazu kommt in den fruchtbaren Provinzen in jedem zehnten oder elften Jahre Mißwachs in Folge von Dürre. Die Bauern müssen trotzdem, um Geld für ihre Steuern und die Zahlung ihrer Schulden zu gewinnen, einen Theil ihrer Ernte im Herbste verkaufen und im Frühling Getreide kaufen oder hungern.

Kampf mit einem Adler.

In Pittsburg hatten zwei Männer einen Kampf mit einem Adler zu bestehen. Ein dortiges Blatt schreibt darüber:

„Der Schankwirth John O'Neil hatte vor einigen Tagen dem Schenley Park einen Adler zum Geschenk gemacht. Der Adler war vor einigen Jahren in Canada von einem Fischer Club gefangen und seither in einem Käfig gefangen gehalten worden. Gestern Nachmittag banden die Herren O'Neil und Hookey Dernion die Füße des Adlers zusammen und fuhren mit demselben in einem Buggy nach dem Schenley Park. Während der Fahrt erwachte in dem Adler die Kampfeslust und die beiden Männer hatten große Schwierigkeiten, den Vogel festzuhalten. Dem Adler gelang es schließlich, sich theilweise los zu machen. Durch das Schlagen der Flügel wurde schließlich das an das Buggy gespannte Pferd scheu und brannte durch. Das scheue Pferd galoppirte die Forbesstraße hinaus, aber es kam während der wilden Fahrt zu keiner Collision. Während der Fahrt wurde O'Neil von dem Adler ins Bein gebissen. Bei der Ankunft im Park waren die beiden Männer vollständig erschöpft, während der Adler immer noch große Kampfeslust zeigte. Der Adler wurde schließlich in einem nahe dem Parke gelegenen Hause untergebracht. O'Neil und sein Freund Dernion waren herzlich froh, als sie den Vogel los waren."

Auch ein Säcular-Jubiläum.

Schier hundert Jahre bist du alt,
Du glänzender Cylinder!
Einst warst von demokrat'schem Sinn
Du sicherer Verkünder.

Jetzt trägt dich jede Excellenz,
So sicher wie die Orden,
Du bist der erzfeudalste Hut
Im Laufe der Zeit geworden.

Man trägt dich heut' zu jeder Zeit,
Zur Kirchweih wie zur Messe.
Lehrbuben tragen voller Stolz
Am Sonntag ihre „Esse".

Und Jud' und Christ und Heide sind
Heut' lüstern nach der „Dohle";
Der Kameruner trägt sie stolz
Auf seines Hauptes Wolle.

Nie konnte dich, Cylinder, ich
Aus vollem Herzen lieben.
Mir bist im ganzen Leben du
„Angströhre" nur geblieben!

Irrenanstalten und ihre Organisation.

Von allen den großen Fragen, die seit den Tagen der Kindheit der Psychiatrie bis auf die Gegenwart ihre Vertreter beschäftigt haben, hat sich keine so hartnäckig und dabei so frisch und anregend auf der Tagesordnung gehalten, als die Frage nach einer dem Wesen der Krankheit entsprechenden Pflege und Behandlung der Geisteskranken in besonders dazu geeigneten und eingerichteten Anstalten.

Diese Frage drängte sich den maßgebenden Personen zunächst aus der Ueberzeugung und der Erkenntniß auf, daß die Geistesstörung nicht als ein moralischer Defekt, sondern als ein Leiden des menschlichen Organismus, als Aeußerungen gestörter Geistesthätigkeit, eines Leidens des Gehirns, von den Aerzten zu behandeln seien.

Sobald diese Erkenntniß sich einmal Bahn gebrochen hatte und die Erfahrung hinzukam, daß die Geistesstörung auch zu heilen sei, da konnte dem allseitigen Verlangen nicht länger widerstanden werden, ungesäumt die Gründung solcher Anstalten in die Hand zu nehmen. Es war instinctiv, es war natürlich, daß zuerst der Staat, angeregt durch hochherzige und hervorragende Männer der medicinischen Wissenschaft, die Frage der Gründung besonderer Irrenanstalten für die Geisteskranken aufgriff und entsprechend den damaligen Anschauungen die sogenannten geschlossenen Irrenanstalten in's Leben rief.

Eine gewisse Scheu vor den Geisteskranken, die zum großen Theil aus dem Mangel einer ausreichenden Erfahrung in der Beurtheilung und Behandlung dieser Krankheitszustände entsprang, und die Beobachtung, daß ein bedeutender Procentsatz dieser Kranken gemeingefährlich, jedenfalls als solcher zu betrachten und zu behandeln war, hatte zur Folge, daß bei der Gründung der ersten Anstalten ein zu großes Gewicht auf sichere Einrichtungen gelegt, daß diesen Anstalten im Vergleich zu den heutigen ein äußerlich zu strenger, ein in des Wortes ausgedehntester Bedeutung zu sehr „geschlossener" Charakter aufgeprägt wurde. Es mag wohl vorgekommen sein, daß gelegentlich von Besuchen bei Besichtigung der innern Einrichtungen der Anstalt mit Vorliebe die Ansichten über die besten Zwangsapparate, die sichersten Zimmer, die besten Gitter und Schlösser 2c. breitgetreten wurden.

Diese geschlossenen Anstalten waren für die Aufnahme aller denkbaren Kranken bestimmt, der heilbaren und unheilbaren, der reichen und armen, gebildeten und ungebildeten, ruhigen und tobsüchtigen gemeingefährlichen und harmlosen, der unreinlichen und reinlichen, der körperlich schwer kranken und der sogenannten körperlich gesunden, der geisteskranken Verbrecher und desgleichen mehr.

Und für alle diese Kranken mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, mit allen ihren Bedürfnissen, berechtigten und unberechtigten Anforderungen und Wünschen, für alle diese Kranken in allen den verschiedenen Formen und Studien dieser Krankheit gab es nur die eine große Anstalt, welche sie Alle zu befriedigen, für Alle den nöthigen Schutz und die passenden Mittel in Pflege und Behandlung in Anwendung zu bringen hatte. Es läßt sich denken, daß es hier viel zu überlegen und einzurichten gab. Da waren Abtheilungen, in denen hinter Riegeln und Gittern die tobsüchtigen und gemeingefährlichen Kranken, in andern die unreinlichen und zerstörungssüchtigen, wieder in andern die unruhigen und unleidlichen, die Quäler, Haranguirer und Faullenzer, in andern die invaliden und körperlich gebrechlichen, in andern die ruhigen Arbeiter, und dann wieder getrennt nach den Ständen, nach dem Vermögen, in Abtheilungen 1., 2. und 3. Classen u. s. w., die reichen und gebildeten Kranken, zum Unterschiede von den armen und ungebildeten untergebracht, verpflegt und behandelt wurden. Die Fenster der ganzen Anstalt wurden vergittert und rings um das Gebiet, um den Charakter des Ganzen zu vervollständigen, schloß sich eine 8—10 Fuß hohe Mauer. Der Eindruck, welchen eine solche Anstalt auf den Beschauer machte, war der des Weihevollen, Geheiligten und Ehrfurchtsvollen, aber auch des Geheimnißvollen und Schauerlichen. Was mochte wohl hinter diesen Mauern und Gittern, hinter diesen Schlössern und Riegeln Alles passiren? Und die Phantasie des Uneingeweihten malte sich mit schrecklichen, entsetzlichen Farben die düstersten Bilder aus, Bilder, auf denen diese Unglücklichen, allerdings lediglich zum Zweck der Heilung, Besserung und Läuterung ihres Zustandes, den gräßlichsten Qualen ausgesetzt erscheinen.

Es ist nicht zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß diese geschlossenen, namentlich die zugleich hermetisch gegen die Außenwelt geschlossenen Anstalten, wie man es vielleicht beobachten konnte, viel dazu beigetragen haben, daß sich die Vorurtheile des Publikums vor diesen Krankheitszuständen und deren Trägern, den Kranken selbst, bis auf den heutigen Tag in ungeschwächter Kraft erhalten haben.

Nach diesem Muster, allerdings unter den mannigfachsten Variationen, wie sie die Verschiedenheit der Ansichten und Meinungen, die Gunst oder Ungunst der lokalen Verhältnisse, und vor allen Dingen die Erfahrung, der untrügliche Wegweiser für die Verfolgungen aller Bestrebungen, in's Leben rief, sind die meisten der heute bestehenden Irrenanstalten des Inn- und Auslandes gebaut.

Diese Variationen beziehen sich zum Theil auf die äußere Form des Alltagsgebäudes, zum Theil aber auch auf die innern Einrichtungen.

Hier finden wir langgestreckte Gebäude mit einem Stockwerk, dort zusammengedrängt mehrere über einander; hier beispielsweise in ihren Gegensätzen die H-Form, dort die specifisch amerikanische Bauart, die Linienform. Hier wird der Verkehr durch Souterrains, dort durch offene oder geschlossene Gänge oberhalb der Erde vermittelt. Hier sehen wir das Corridorsystem, dort hat man es unberücksichtigt gelassen. In dieser Anstalt wohnen die Kranken im ersten und schlafen im zweiten Stock, in jener wohnen und schlafen sie in denselben Abtheilungen, getrennt je nach den Ständen, nach ihrem Vermögen, ihren Ansprüchen, den Krankheitsformen u. s. w.

Aber in dem Einen treffen sie alle wieder zusammen, in dem Einen gleichen sie sich, wie ein Ei dem andern, in dem System. Alle diese Anstalten mit der größten Verschiedenheit in Form und Einrichtungen repräsentiren das System der geschlossenen Anstalten.

In einem belgischen Landstädtchen, Namens Gheel, befinden sich schon seit langen Jahren Geisteskranke in familialer Verpflegung. Ein bekannter Irrenarzt schreibt darüber: „Das Mittelalter lebt fort in der sogenannten „Zellenkamer". Es ist ein schönes, an die Dymphrakirche angebautes Haus, das mit jener in Verbindung steht. In seiner jetzigen Form mag es kaum 200 Jahre alt sein; es trägt in seiner Spitze die Jahreszahl 1683, doch wurde der Thurm 1539 sammt der Zellenkamer durch Feuer zerstört. Man findet in diesem Hause zwei bis drei dunkle, enge Kämmerchen mit festen, kräftigen Bettstellen, nebst Vorrichtungen zum restraint; in den Mauern des Vorderraumes, welcher der Küsterfamilie als Küche dient, sind dicke eiserne Ringe eingelassen. Mit großer Offenheit zeigt man einen starken, ledernen Leibgürtel mit Handschuhen; auf dem Gesimse des Herdes fand ich einen kleinen messingenen Trichter zur Zwangsfütterung, der an der Spitze stark zerbissen und durchlöchert ist. In dieser Zellenkammer wurden früher eine Menge ruhiger und unruhiger Geisteskranken, auch sogenannte Teufelsbesessene, aufgenommen, nach den Büchern des Kerkermeisters z. B. im Jahre 1792 noch 52, 1795 31 Irre. Aber noch im Jahre 1864 machten 7 Kranke dort ihre 9tägige Andacht durch.—" Bis 1851 war die Behandlung der bei den Bürgern und Bauern untergebrachten Kranken und ihre Verpflegung in deren Familien reine Privatsache und keiner Behörde unterworfen; nur die größeren Städte und Gemeinden hatten sich an Ort und Stelle hervorragende Persönlichkeiten als Patrone für ihre Kranken bestellt, die dazu berufen waren, das Verhältniß zwischen den Kranken und ihren Pflegern zu kontroliren.

Von diesem Jahre an bemächtigte sich, hauptsächlich getrieben durch den berühmtesten damaligen belgischen Irrenarzt, Dr. Guislain, die Regierung der Gheeler Irrenpflege und erließ ein besonderes Gesetz, gleichzeitig mit Gründung eines Asyls für gemeingefährliche und tobsüchtige Kranke. Außerdem sollten in dieses Asyl, die Infirmarie genannt, alle diejenigen Kranken aufgenommen werden, welche aus irgend welchen Gründen eine zeitweilige Isolirung erforderten, dann auch die Ankömmlinge zur näheren Beobachtung und Eruirung ihres Zustandes.

Augenblicklich werden in der Gheeler Colonie weit über 1200 Geisteskranke bei mehr als 800 Pflegern verpflegt und behandelt; es kommen also ein bis zwei Kranke auf je einen Ernährer.

An der Spitze des Ganzen steht der erste Arzt als Director. Ihm zu Seite wirken vier Sektionsärzte und ebenso viele Beamte zur Beaufsichtigung der Pfleger und ihrer Pflegebefohlenen.

Jeder Pfleger muß, ehe er einen Kranken aufnehmen darf, eine Conzession vom Staate haben, die nur ganz zuverlässigen Personen ertheilt wird. Ueber das, was er zu leisten hat, besteht ein Tarif, und mit der Uebergabe eines Kranken an einen Pfleger verbindet die Direction die Zustellung eines Büchleins, in dem das Nationale des Kranken, besondere Eigenthümlichkeiten und Bedürfnisse sowie ein detaillirtes Verzeichniß der von ihm mitgebrachten Gegenstände enthalten ist.

Der Pensionspreis beträgt für die Pensionäre 500 — 3000 Francs je nach den Ansprüchen des Kranken. Sie sind meist bei wohlhabenden Familien des Hauptdorfes untergebracht. Für die Klasse der Armen wird dem Pfleger die tägliche Summe von 75 Centimes per Kopf vergütet; ist der Kranke unreinlich, zerstörend, paralytisch oder epileptisch, so steigt der Verpflegungssatz auf 82 Centimes. Dafür erhält er ein eigenes Schlafzimmer, ein reinliches Bett mit Leinen und Strohsack und die Kost. Nur seine Leibwäsche und die Kleidung stellt die Direction. Die Reinigung und Instandhaltung liegt dem Pfleger ob. Der einzige Vortheil, der dem Pfleger aus der Uebernahme solcher unbemittelten Kranken in ihre Pflege erwächst, liegt in der Arbeit, welche diese zu leisten im Stande sind. Alle Arbeitsunfähigen sind ihrer Barmherzigkeit überwiesen, da die Entschädigung kaum den Aufwand für ihren Unterhalt deckt.

Im Allgemeinen gibt es vier Sectionen.

Die erste Section umfaßt das geschlossene Dorf. In ihr sind die ruhigen Kranken der verschiedenen Formen von Seelenstörung verpflegt. Man trifft dort heilbare und unheilbare Melancholiker, Maniakalische, Blödsinnige, kurz alle Formen des Irrsinns.

Die zweite Section begreift die dem Dorfe zunächst gelegenen Weiler in sich. Hier sind weniger ruhige Kranke verpflegt, deren Zustand specielle Sorge und häufige ärztliche Besuche nothwendig macht.

In der dritten Section, den entfernteren Weilern, wohnen die Unreinlichen, Aufgeregten, ferner die Idioten und Paralytischen.

Die vierte Section, entfernt von allem Gewässer, ist für die Pflege der Epileptischen bestimmt.

In einer Gruppe Weiler auf der Haide ist das Quartier der Gewaltthätigen, Tobenden, Gefährlichen und die Schicklichkeit verletzenden Kranken.

Ueber die Gheeler Irrenpflege, die in so großartigem Maßstabe, wie nirgendswo, das System der familialen Verpflegung der Geisteskranken vertritt, sind von jeher die Ansichten der Sachverständigen sehr getheilt gewesen und sind es auch noch bis auf den heutigen Tag, selbst nachdem die wesentlichsten Uebelstände, die diese freie Irrenverpflegung nothwendig mit sich bringen mußte, so gut es ging, und ohne dem System selbst Abbruch zu thun, durch zweckmäßigere Einrichtungen beseitigt worden sind.

Doch darüber an einer andern Stelle mehr.

In ähnlicher Weise, wie in Belgien, versuchte man auch in England die Irrpflege als Cottage-System familial einzurichten.

Soviel ich weiß, war es der englische Irrenarzt Dr. Toller Director der Irrenanstalt zu Gloncester, welcher gelegentlich der Frage der Erweiterung dieser Anstalt zuerst den Plan zu einem Cottage-Asylum entwarf. Die ganze Einrichtung sollte ein System vertreten, welches zwischen der sogenannten geschlossenen Irrenanstalt und der Irrenkolonie, wie in Gheel, die Mitte hält.

Er verlangte zu diesem Zweck für je fünfzehn Kranke ein besonderes Wohngebäude, in welchem Aufsicht und Leitung, der Betrieb und die Verwaltung der inneren Einrichtungen einem besonderen und beständigen Wärter zu übertragen wäre. Auch sollte die Bereitung der Speisen in jeder Separatwohnung von einem dazu geeigneten Kranken besorgt werden.

Die Kranken sollten aber nicht nach dem pathologischen Gesichtspunkte, auch nicht nach den psychischen Krankheitsformen, sondern nach ihrem Berufe, also da nur von ruhigen Arbeitern die Rede war, in die verschiedenen Cottages als Handwerker und Ackerbauer und dergleichen vertheilt werden.

Toller glaubte, annehmen zu dürfen, daß die Kranken unter solchen Verhältnissen, wo sie gleichsam in einem engeren Familienkreise lebten und sich leicht bewegen könnten, wo sie Alles, was sie zum Leben nöthig hätten, ihre häuslichen Unterhaltungen und Vergnügungen, ihre Arbeit und ihren Unterhalt fänden, sich wohler, als in der Beschränkung großer Anstalten mit der nothwendigen festen Tagesordnung fühlen, und die Wärter, weil sie eine größere Verantwortung zu tragen hätten, auch mit größerem Eifer und größerer Pflichttreue ihrem Dienste nachkommen würden.

Nach diesem Muster sind in verschiedenen Theilen Englands Anstalten entstanden, welche neben einem großen Central-Asyle verschiedene Cottages oder Blocks besitzen, die zum Theil außerhalb der Ringmauer der Anstalt gelegen, die besseren, im Freien arbeitenden Kranken verpflegen.

Die Irrenpflege nach familialem Muster liegt aber auch, und in nicht geringer Ausdehnung, doch sehr verschieden in den verschiedenen Ländern, in den Händen von Privatunternehmern, die theils als speciell psychiatrisch gebildete Aerzte, theils auch als Laien sich der Pflege und Behandlung der Geisteskranken unterziehen.

Es liegt mir fern, den zum Theil ganz hervorragenden Leistungen auf diesem Felde der Irrenpflege durch Randglossen Abbruch thun zu wollen. Doch möchte ich mir die Freiheit erlauben, hier näher auseinder zu setzen, was unter familialer Pflege zu verstehen ist, und was von einer größeren oder geringeren Anzahl der betreffenden Unternehmer darunter in Wirklichkeit verstanden wird.

Ein Theil der in Privatpflege gegebenen Kranken befinden sich in Familien, deren Mitglieder von einer rationellen Behandlung Geisteskranker keine Ahnung haben. Es sind Familien, theils auf dem Lande, theils vor den Thoren der Städte, welche diese Kranken als Pensionäre bei sich aufnehmen, um mit der Geldentschädigung, die sie dafür erlangen, ihre pekuniäre Lage aufzubessern. Sie beschränken sich in ihrer Sorge im Allgemeinen auf die Aufsicht und den Unterhalt. Diese Kranken befinden sich allerdings in Familienpflege, d. h. sie sind bei Familien in Kost, die aber je nach Umständen und Verhältnissen, je nach ihren Persönlichkeiten, eine größere oder geringere Garantie dafür bieten, daß ihre Pflegebefohlenen auch wirklich als Familienglieder verpflegt und behandelt werden. Ein Arzt wird nur dann als zur Besichtigung und Untersuchung des Kranken benöthigt angesehen und hinzugezogen, wenn der Betreffende körperlich erkrankt und einer Behandlung seines körperlichen Zustandes wegen bedarf. Die Zahl dieser Kranken, die auf diese Weise verpflegt werden, ist eine nicht unbedeutende, eine weit größere, als man in Wirklichkeit annimmt. Ein anderer Theil befindet sich in den Familien von praktischen Aerzten in Pflege und Behandlung. Es ist anzunehmen, daß hier den berechtigten Anforderungen durch eine verständige, humane und gewissenhafte Behandlung und Gewährung der Theilnahme am häuslichen Leben in befriedigender Weise entsprochen wird.

Der letzte Theil befindet sich in den eigentlich von psychiatrisch gebildeten Aerzten geleiteten Privat-Irrenanstalt. Ich beschränke mich hier auf die Besprechung des Begriffes der familialen Verpflegung, wie er in solchen Anstalten gefaßt wird.

Es ist wohl selbstverständlich, daß in den Häusern, wo mehr als zwei oder drei Kinder zur Aufnahme gelangen, allmählich eine Trennung dieser Kranken von der Familie aus sachlichen Gründen eintreten muß, also von einem unbeschränkten Verkehr zwischen Kranken und Familie nicht mehr die Rede sein kann. Die Entfernung von einander wird eine um so größere Ausdehnung annehmen, je mehr Kranke aufgenommen werden und je mehr der ganzen Einrichtung durch die Zunahme der Stempel einer eigentlichen Anstalt aufgedrückt wird. Der Begriff der familialen Verpflegung liegt dann mehr in der Form, als in dem Wesen; mehr in der Form, als man sich darauf beschränken muß, die Kranken nach ihrem Krankheitszustande, ihrer socialen Stellung, ihren Vermögensverhältnissen, Gewohnheiten, Neigungen und Ansprüchen zu trennen, sie dementsprechend auf die zur Verfügung stehenden Häuser, Pavillons oder Villen zu vertheilen und hier Alles so einzurichten, daß ihnen sowohl in Bezug auf die Beköstigung, als auch auf die tägliche Unterhaltung, Zerstreuung und Beschäftigung ihre Selbstständigkeit, d. h. ihr unter sich abgeschlossenes Leben, das man mit dem Namen der familialen Verpflegung belegen mag, gesichert erscheint.

Und nicht in dem Wesen, als unter familialer Verpflegung nicht allein das Zusammenleben einer bestimmten Anzahl von dazu geeigneten Persönlichkeiten; auch nicht in weiterer Ausdehnung der gelegentliche Verkehr und das Zusammentreffen und Zusammensein zu bestimmten Tageszeiten mit der Familie, als vielmehr die uneingeschränkte Berechtigung der Kranken verstanden werden muß, sich in jedem ihnen geeignet scheinenden Augenblicke der Familie und ihren Gliedern zu nähern oder sich von ihnen zu entfernen, in derselben ungezwungenen Weise, wie dies unter den Familiengliedern selbst gebräuchlich ist.

Es ist selbstverständlich, wenn der Begriff der familialen Verpflegung so gefaßt wird, wie er naturgemäß zu fassen ist, und zwar in der zuletzt geschilderten Weise, daß dann die eigentlichen Privat-Anstalten in ihrer bisherigen Ausdehnung zu existiren aufhören müssen, theils wie sich für eine solche familiale Verpflegung verhältnißmäßig nur wenige Kranke eignen, anderseits auch ein uneingeschränkter Verkehr zwischen Kranken und der Familie nur bei einer sehr kleinen Zahl Ersterer möglich sein wird.

Die Geschichte des Hutes.

Die hohen, cylinderförmigen Hüte, jetzt gewöhnlich „Cylinder" genannt, sind nicht eine Erfindung der Franzosen, sondern aus Nord-Amerika eingeführt worden. Der erste, welcher mit einem hohen, runden, schwarzen Hute, jedoch mit breitem Rande oder breiter Krämpe, in Paris erschien, war der berühmte Benjamin Franklin. Diese Hutform und Hutmode läßt sich, was Paris anbetrifft, ganz genau bis auf den April 1790 zurückführen, kann also nun ihre hundertjährige Feier begehen. Da Franklin einer der gefeiertsten Freiheitshelden war und zu Anfang der französischen Revolution in Paris auftrat, so war es eine sehr natürliche Folge, daß dieser hohe, breitkrämpige Hut Franklin's sogleich zu einem Symbol der Freiheit, der Republik gemacht wurde. Die Geschichte des Hutes als Kopfbedeckung für Männer würde ein interessantes Thema abgeben. Hüte und Hütchen zu tragen war allerdings schon im 15. und 16. Jahrhundert Sitte und Mode, allein sie hatten eine ganz andere Form, waren meist niedrig mit einem ganz schmalen Rande, bestanden aus Filz, der bei den Vornehmen und Reichen mit Sammet oder Seide, immer schwarz überzogen und mit einer kleinen Feder, einer goldenen Agraffe oder einem Medaillon mit Perlen und Edelsteinen oder auch mit einem Heiligenbildchen aus Gold verziert war.

Diese Hutform und Huttracht war das ganze 16. Jahrh. hindurch in Europa üblich, wie wir aus vielen Hunderten von Gemälden und Kupferstichen, meist Porträts, ersehen. Was die Fabrikplätze von solchen Hüten und Hütchen, „carcasses" (Gestelle) genannt, anbetrifft, so war Lyon während des 16. Jahrh. besonders berühmt. Die Hutmacher jener Zeit zerfielen in „Fabricants", welche die Rohstoffe, die Filz-, Tisch- und Seidenstoffe, lieferten, und in „Façonniers", welche die Filz-, Tuch- und Seidenhüte erst kunstgewerblich und elegant ausschmückten. Die „Chapeliers" waren anfänglich nur Huthändler oder Verkäufer. Vor Einführung der Hüte und Hütchen aus Filz, und zwar das ganze Mittelalter hindurch selbst bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts, wurden die verschiedenartigsten Barretts, meist aus schwarzem Tuch und Sammet, getragen, von denen die burgundischen im 14. und 15. Jahrhundert die abenteuerlichsten Formen hatten, wie viele Hunderte von Oelgemälden und Miniaturen der van Eyck'schen Zeit und Schule bezeugen.

So hat z. B. die Nationalgalerie in London kürzlich ein Holztafelbild von dem äußerst seltenen, vielen Kennern unbekannten niederländischen Meister Marinus van Romerswael (erste Hälfte des 16. Jahrhunderts) angekauft, zwei Bankiers oder „Geizige" darstellend mit burgundischen Kopfbedeckungen von der abenteuerlichsten Form, wie überhaupt die burgundische Tracht der reichen und vornehmen Welt im 15. Jahrhundert nicht blos zu der kostbarsten, üppigsten und glänzendsten, sondern auch zu der absonderlichsten des ganzen romantisch-phantastischen Mittelalters gehört. Wegen des Hutes sei noch eines merkwürdigen Porträts Heinrichs IV. gedacht, auf dem er einen hellgrauen Filzhut trägt mit breiter Krämpe, welche nur vorn aufgeschlagen und durch eine Agraffe befestigt ist. Unter Ludwig XIII. und XIV. trug man Hüte mit ganz niedrigem runden Kopf, jedoch mit sehr breiter Krämpe, welche oft mit bunten kleinen Straußfedern belegt oder umkränzt war. Unter Ludwig XV. schlug man diese breite Krämpe nach drei Seiten zu auf, so daß also um das eigentliche runde Kopftheil des Hutes drei aufstehende Krämpen und drei Spitzen sich bildeten. Somit war der Dreispitz erfunden.

Dieser dreispitzige Hut, immer mit kleinem niedrigen runden Kopfe, hatte, was Deutschland anbetrifft, seine Triumphzeit unter Friedrich dem Großen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts kam der Zweispitz auf, welcher in vielen europäischen Staaten für Militär und Civil noch jetzt üblich ist. Derselbe entstand dadurch, daß man die breite Krämpe nach vorn und hinten aufschlug, so daß also die eine Spitze nach vorn, die andere nach hinten getragen wurde und in vielen europäischen Staaten noch getragen wird. Dieser Zweispitz wurde oben mit einem verschiedenfarbigen Federbusche oder einem „panache" und auf der linken Seite mit einer Art Agraffe und einer nationalen Kokarde geschmückt. So ist denn schon blos an dem Hute das Land und das Zeitalter zu erkennen. Ob der „Cylinder", die lächerlichste Kopfbedeckung, welche jemals in Mode gekommen ist, das 20. Jahrhundert erleben wird?

— Vernünftige Umkehr. Ein Jüngling hat Liebeskummer und beschließt, sich zu ertränken. Als ihm das Wasser bis zum Halse reicht und er den entscheidenden Schritt thun will, ruft er plötzlich: „Hol's der Deiwel — ich bad' mer blos!" und fängt an, vergnügt im Wasser umeinander zu patscheln.

— Um geachtet zu sein, darf man nicht zu sehr geliebt sein.

„Wie man kochen lernt",

darüber theilt aus dem Tagebuch eines Backfisches Julian Weiß einiges Heitere mit: Gewiß, die Botanik ist werthvoll für ein junges Mädchen, aber es kann uns nicht schaden, wenn wir einzelne Theile der Botanik hübsch und schmackhaft kochen können. Allen Respect vor den Blumenkronen und Stengeln, aber die Zuckererbsen nicht zu verachten, weil sie keine Staubfäden haben. Jawohl, die Arithmetik ist eine schöne Wissenschaft, und ist es ein köstliches Vergnügen, eine Zahl auf's Quadrat zu erheben und dann aus derselben die Wurzel zu ziehen, doch nichtsdestoweniger kann, ja geradezu soll ein junges Mädchen die Geheimnisse des Zahlensystems auch bei den Fleischpreisen erproben, sie soll ihre arithmetische Weisheit den Rechnungen der Köchin widmen, und wenn just eine gelbe Rübe von nöthen ist, so darf sie in den Garten gehen und dort Wurzel ziehen. Auch die Historie hat ihre Vortheile und es macht sich nicht übel, wenn man ganz genau angeben kann, welche Bedeutung die März- und Junitage in der Geschichte der Menschheit haben, aber es ist durchaus keine Schande, wenn man auch weiß, daß die Krebse in den Märztagen so ungenießbar sind, daß sie ihr Leben selbst genießen dürfen, u. daß es im Juni zum guten Ton gehört, jeden Hasen laufen zu lassen und Meister Lampe nicht das Lebenslicht auszublasen.

Es kann einer Schildkrötensuppe nicht schaden, wenn man weiß, daß dem guten alten Sophokles eine Schildkröte auf den Kopf fiel, und es wird den Apfelstrudel kaum nachtheilig beeinflussen, wenn man sich erinnert, daß Schiller eine Vorliebe für Aepfel hatte, obgleich der große Dichter zumeist für faule Aepfel schwärmte. Im Gegentheil, es verleiht den scharf duftenden Knollengewächsen ein erträgliches Aroma, wenn man weiß, daß dieselben schon von Goethe gehaßt wurden, und der Harung im Salze erhält im Lichte der Scheffel'schen Poesie eine mäßige Verklärung. Allerdings muß man sich hüten, die Poeten mit einander zu vermengen, denn Apfelstrudel und Hering vertragen sich schlecht. Da giebt es keinen guten Klang!

Und wenn irgendwo, so müssen in der Küche alle Sinne befriedigt werden. Das Auge muß sich an dem Rosa der Fleischsorten, dem Grün der Gemüse, dem Weiß der Kochgeschirre erfreuen, die Nase muß den Duft der Fleischbrühe, den Geruch des Kaffees und das Parfum des Zimmts mit Genuß einathmen, die Zunge muß sich an der Milde der Milch, der Süßigkeit der Rosinen und der Schärfe des Pfeffers vergnügen, die Hand muß sich in den Flaumfedern der Gans, in der vollen Zuckerbüchse wohlfühlen, und das Ohr endlich muß in dem Schmorren der Speisen, in dem Gackern der Hühner und in dem Brummen der Köchin eine Sphärenmusik vernehmen. Die Küche ist das Um und Auf jeder jungen und alten Hausfrau, sie ist ein Ort, welchen manche Köchinnen so heilig halten, wie den Berg Sinai: sie ziehen sich nämlich die Schuhe aus, wenn sie diesen Boden betreten. Doch die Küche muß auch von allen jungen Mädchen, welche jemals Hausfrauen werden wollen, geachtet und gewürdigt werden.

Kann es denn eine interessantere Stelle in einem Hause geben? Man hat die Küche den Thronsaal der Hausfrau genannt. Das Bild ist schlecht, denn wenn ich mich schon zu der Brutalität bewegen lassen wollte, in einem Kochlöffel das Scepter der Hausfrau und in einem großen Küchenmesser ihr Schwert zu sehen, den brodelnden Herd, als Thron anzuerkennen, dazu werde ich mich niemals verstehen. Auf diesen Thron mögen sich nur derjenige setzen, welcher dieses schöne Bild zuerst ersonnen hat. Aber man glaube auch nicht, daß die Kochkunst zu den langweiligen Künsten gehört; im Gegentheil, sie bietet den Interessanten die Fülle. Kann denn eine Gegend uninteressant sein, wo Milch und Honig fließt, wo über Leben und Tod entschieden wird, wo heiße Wasser springen und Blutbäche rieseln, wo die Citronen blühen und der Pfeffer wächst?

Wenn man daran denkt, jemals die Frau im eigenen Hause zu sein — und ich denke, wie alle Mädchen, auch hin und wieder daran — so muß man es auch ganz sein. Man muß nicht nur im Salon wissen, was schicklich ist, sondern man muß auch in der Küche seinen — Mann stellen; man muß nicht nur im Speisesaal wissen, wie man ißt, sondern auch wissen, was man ißt. Man sagt, die Frauen wären Blumen, aber seit kurzem finde ich die auf Draht gezogenen Blumen, wie sie in riesengroßen Bouquets vorkommen, gar nicht so hübsch, wie die einfach bescheidenen Topfgewächse, und mir scheint, die Frauen sollten lieber Topfguckerinnen als Drahtpuppen sein.

Doch ist es nicht leicht, sich in den Töpfen zurecht zu finden. Mein Wille war der beste, aber ich machte verzweifelt geringe Fortschritte. Der Dichter behauptet ganz richtig, daß die Götter vor den Ruhm den Schweiß gesetzt haben, und das gilt besonders für die Kochkunst. Jene Claviervirtuosen, welche die Flügel mit ihren Rhapsodien zertrümmern und schließlich mit blutigen Händen vom Hörplatz getragen werden, kommen nicht mehr in Hitze, als ein armes Mädchen, das ein Gänschen brät und in seinem Eifer theilweise mitgebraten wird. Wenn man kochen lernt, so erhält man erst einen Begriff von den Qualen, die jene Märtyrer zu erdulden hatten, welche in den Feuerofen gesteckt oder gar auf dem Rost halbenglisch gebraten wurden, denn die erste Kochstunde dient zumeist dazu, daß sich die Schülerin einen Finger verbrennt. Das ist aber nur der Anfang, denn wenn man dem Feuer einen Finger gibt, so will es gleich die ganze Hand, und in jenem Moment, in welchem man sich dem Herde entschieden nähert, schreit man auch schon auf und läuft mit der verbrannten Hand im Hause umher. Aber das gebrannte Kind fürchtet nicht allzulange das Feuer, denn in dem Moment, in welchem die Brandwunden verschwunden sind, ist man wieder in der Küche und bemüht sich, neue Brandwunden zu bekommen.... Bei mir war das wenigstens der Fall, denn unsere Köchin, die alte Emerenzia, wollte mich anfangs nicht in die Mysterien ihrer Kunst einweihen.

Ich studirte trotz